

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 75 (2000)
Heft: 7-8

Anhang: Extra 2 : wohnen & ferien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Endlich Ferien! Also schnell packen und nichts wie los: Die Familie Meier zieht ins Reka-Dorf nach Wildhaus Seite 2, Ursula und Stefan Baumann geniessen die Ruhe im Parkhotel Bellevue in Adelboden Seite 8, und auf dem Campingplatz Wagenhausen zelebriert man Brüderlichkeit Seite 15. Immer mehr SchweizerInnen suchen ihr Ferienglück aber im Ausland; spotbillige Flugpreise locken nach Bali, Peking und New York. An die hohe Umweltbelastung durch Schadstoffemissionen denkt dann niemand Seite 12.

Zeit haben



Ferien im Familienparadies

Familienferien wollen gut überlegt sein. Eine kinderfreundliche Möglichkeit sind Reka-Ferien. «wohnen» hat Karin und Robert Meier-Suter und ihre vier Kinder im Reka-Feriendorf Wildhaus besucht.

Text: Paula Lanfranconi
Fotos: Urs Siegenthaler
Foto Titelseite: Roland Hersche



Es ist zehn Uhr, ein Julimorgen und die Luft noch kühl. Über dem Toggenburg hängen Wolken, doch langsam setzt sich die Sonne durch. Wie riesenhafte Tobleronezacken stehen die sieben Reka-Ferienhäuser am grünen Hang oberhalb des Dorfes Wildhaus. Sie tragen die Namen der umliegenden Berge: Churfürsten, Altmann, Säntis, Lisengrat, Girenspez, Spitzbergli. Im Hallenbad vergnügt sich bereits eine Schar Kinder. Familie Meier wohnt ein paar Schritte hangaufwärts, im Haus Altmann. 66 Quadratmeter Wohnfläche mit sieben Betten stehen ihr zur Verfügung: Wohn-/Essraum, Eltern- und ein Kinderzimmer sowie ein Balkon. Der Reka-Katalog mit den anschaulichen Grundrisszeichnungen hat nicht zuviel versprochen: Es ist hell hier und gemütlich. Die Küche wurde kürzlich renoviert und mit einem modernen Keramikherd ausgestattet.

Preiswert und unkompliziert

«Wunderschön, grosszügig – fast wie zuhause», rühmt Vater Robert Meier. Zuhause, das ist Windisch bei Brugg, ein Ort mit rund 7000 EinwohnerInnen. Robert Meier ist dort Arzt. Die Familie lebt im eigenen Einfamilienhaus. So dürfen Manuel (7), Michel (6), Severin (4) und Nesthäkchen Andrea (2) auch mal laut werden,

ohne gleich den NachbarInnen ins Gehege zu kommen. «Für die Ferien wäre ein normales Hotel mit seinem starren Raster unzumutbar», sagt Robert Meier, «wir Eltern würden ja zwangsläufig zu Polizisten.» Trotzdem haben Meiers auch schon Hotelferien gemacht, allerdings nur in explizit kinderfreundlichen, wo man vom Alltagskram entlastet sei. «Hier im Ferienhaus», relativiert Karin Meier, «hat man als Hausfrau natürlich nicht so richtig frei. Man kauft ein, kocht, nimmt hie und da den Boden auf. Und», lacht sie, «es hat hier sogar ein Bügelbrett.»

Meiers sind nicht zum ersten Mal in einem Reka-Feriendorf. Im Jahr zuvor verbrachten sie zwei Wochen Badeferien in Follonica, im Reka-Feriendorf Golfo del Sole. Es hat 280 Bungalows und steht in einem Pinienhain direkt gegenüber der Insel Elba. «De Wahn» sei das gewesen, schwärmt Robert Meier. Da laufe tatsächlich etwas für die Kinder. 5000 Franken kosteten diese zwei Wochen Hauptsaison im 3-Zimmer-Bungalow. Irgendwann, sagt Robert Meier, überlege man sich natürlich schon, was man für sein Geld bekomme. Hier in Wildhaus zahlt die Familie nur gerade 1660 Franken für die zweiwöchige Wohnungspauschale, und die Anfahrt ist erst noch viel kürzer. Dafür spielt das Wetter natürlich nicht immer so mit wie am Mittelmeer.



Besonders beliebt ist der Seil-Rundlauf. Die jüngeren Kinder setzen sich auf den untersten Ring, die älteren klettern ganz nach oben.



Wie riesenhafte Tobleronezacken stehen die Reka-Ferienhäuser am Hang.

Wandern, kochen, spielen

Wenn es schön ist, geht die Familie meistens wandern. Doch gross planen lassen sich Ferien mit kleinen Kindern nicht. «In diesem Alter marschieren Kinder im besten Fall geradeaus oder runter. Die Strecke muss abwechslungsreich sein, und für die Buben muss es Steine haben zum Klettern und Herumgumpen», weiss der Vater. Nach einem ruhigen Morgen nehmen Meiers jeweils gegen Mittag das Bähnli und fahren zum Beispiel hoch nach Iltios. Dort hat es einen grossen Kinderspielplatz mit Riesentrampolin. Nach der Wanderung zurück ins Tal gibts noch einen Badeplausch im heizbaren Schwimmbad von Unterwasser.

«Ich realisiere eigentlich erst in den Ferien, wie wenig Zeit ich im Alltag für die Kinder habe», stellt Robert Meier fest. Vom eigentlichen Hit des Reka-Ferendorfes – dem Rekalino-Kinderprogramm

«Für die Ferien wäre ein normales Hotel mit seinem starren Raster unzumutbar», sagt Robert Meier, «wir Eltern würden ja zwangsläufig zu Polizisten.»

– haben Meiers deshalb noch nicht so häufig Gebrauch gemacht. Aber bei der Familienwanderung zum Walensee mit Feriendorfleiter Erich Vetsch waren sie dabei. Der siebenjährige Manuel erzählt begeistert vom Besuch beim Sennen. Und vom Schneefeld, auf dem er mit Hilfe der Regenjacke heruntergesnöbt sei. «Das war so richtig gääch!» Auch am sogenannten Kinderstammtisch, wo die Kids einmal pro Woche zusammen mit Kleinkindererzieherin Patrizia Keller ihren Znacht selber zubereiten, hatte Manuel den Plausch.

Er habe dort Wienerli mit Teig umwickelt, andere Kinder hätten Fruchtsalat und Vanillecreme gemacht, und alles sei ganz fein gewesen, erzählt er. Karin und Robert Meier nutzten die drei ruhigen Stunden, um wieder mal ungestört zu lesen. Und wenn ihnen der Stoff ausgegangen wäre, hätten sie unten im Gemeinschaftshaus eine ganze Reihe von Zeitungen vorgefunden.

Genug geredet! Die Buben wollen endlich hinaus. Manuel und Michel rennen noch schnell auf den Balkon, um zu sehen, wer von den Kollegen schon auf dem Spielplatz sei. So viel gleichaltrige Buben wie hier hat es zuhause in Windisch nicht. Besonders beliebt bei den Jungen ist der Seil-Rundlauf, an dem es sich so schön hochklettern lässt. Doch auch die zweijährige Andrea kann auf dem untersten Ring gefahrlos mitfahren. Dann gehts hinauf zur Minigolfanlage. Natürlich hats wieder mal zu wenig Bälle, und Manuel und Michel geraten sich in die Haare. Der könne einfach nicht teilen, schimpft Manuel. Dafür kommt Severin zum Zug. «Schau Mami», ruft er stolz, «ich hab voll ins Loch getroffen!»

Auch Rückzug ist möglich

56 Wohnungen umfassen die sieben Häuser des Reka-Feriedorfes Wildhaus. Wird es da nicht manchmal ein bisschen eng? Karin Meier verneint. Wer Kontakt wolle, finde ihn, zum Bei-

«Ich realisiere eigentlich erst in den Ferien, wie wenig Zeit ich im Alltag für die Kinder habe», stellt Robert Meier fest.

spiel bei den Grill- und Bastelabenden im Gemeinschaftshaus oder im Hallenschwimmbad. Aber auch Rückzugsmöglichkeiten gebe es genug. Besonders für Familien mit wenigen Kindern, findet Karin Meier, sei so ein Reka-Dorf ideal: «Es ist wie ein Riesen-Kindergarten. Das Angebot ist ganz auf Kinder zugeschnitten.» Schranken gebe es keine, auch behinderte Kinder würden rasch integriert. Kritik am Feriedorfkonzept üben Meiers kaum. Das Preis-Leistungs-Verhältnis stimme. Höchstens die Reception sollte nicht bloss stundenweise besetzt sein. «Manchmal benötigt man eine Auskunft oder Bälle für die Minigolfanlage – wir sind nicht gewohnt, keine Ansprechpartner zu haben», meint Robert Meier. Und ein Telefon in der Ferienwohnung wäre auch ganz praktisch.

Karin Meier bereitet das Mittagessen zu.

Auch Nesthäkchen Andrea kommt im Reka-Dorf auf seine Kosten.



Es wird kritisch verglichen

Die Ansprüche der Gäste seien in den letzten Jahren gestiegen, sagen Erich und Ursula Vetsch. Die beiden leiten das 1969 gegründete Toggenburger Feriendorf bereits seit 23 Jahren. «Viele Gäste wünschen heute Hotelservice zum Reka-Preis. Und sie bleiben meistens nur noch eine statt wie früher zwei bis drei Wochen», bringt Erich Vetsch den heutigen Trend auf den Punkt. Auch die verschiedenen Reka-Dörfer würden kritisch miteinander verglichen. Was die Angebote für Kinder betrifft, braucht indes keines den Vergleich mit anderen Ferienanbietern zu scheuen.

Überhaupt die Kinder: Für sie tut Patrizia Keller, die vollzeitlich angestellte Kleinkindererzieherin, fast alles. Jede Woche wird das Rekalino-Kinderprogramm variiert. Morgens um neun gehts jeweils los mit einem halbstündigen Plauschschwimmen. Damit die Eltern und die grösseren Kinder auch mal etwas für sich unternehmen können, werden die Kleinen ab zwei Jahren bis zum Mittag betreut. Je nach Saison wird gemeinsam getanzt, gebacken, gebastelt oder für die abendliche Mini-Playback-Show geübt. Der Freitag ist Kindertag; inbegriffen ist ein Zmittag, ein Geburtstagsfest und eine kleine Abschiedsfeier für die abreisenden Kinder. Weil sie sich immer wieder auf neue Kinder einstellen müssen, sind die beiden

Betreuerinnen ganz schön gefordert. Wenn das Programm attraktiv und das Wetter schlecht ist, sind schon mal gegen 50 Knirpse zu betreuen.

Vetschs arbeiten gerne für die Reka. Statt immer mehr Gewinn für anonyme Aktionäre aus dem Feriendorf herauszuholen, können sie sich sozial engagieren und bekommen von der Berner Zentrale auch genug Mittel, um die Gebäude in Schuss zu halten. Wo machen die beiden Urlaubsprofis selber Ferien? Sie lachen: «Sicher nicht in den Bergen!» Im Sommer gehts jeweils an den Bodensee ins eigene Mobilhome, im Winter zieht es sie in die Toskana.

«Hier im Ferienhaus hat man als Frau natürlich nicht so richtig frei», sagt Karin Meier.

Nur gerade 1660 Franken zahlt die Familie für die zweiwöchige Wohnspauschale in Wildhaus.





Eine derart lange Rutschbahn gibts zu Hause nicht.

Socialvalue statt Shareholdervalue

(lan.) Die Genossenschaft Schweizer Reisekasse Reka wurde 1939 gegründet. Ihr Ziel ist immer noch gleich wie damals: preiswerte Ferien für Familien. Mit über 2300 Ferienwohnungen im In- und Ausland – darunter gegen 300 auf Bauernhöfen – ist die Reka heute nach Interhome der zweitgrösste Schweizer Anbieter von Ferienwohnungen. Getragen wird das Unternehmen von 500 Genossenschaftern: Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, Tourismus- und Verkehrsunternehmen, Coop-Genossenschaften usw. Finanzielle Basis ist der Reka-Check. Er funktioniert wie ein Rabattsystem: Wer Checks im Wert von 100 Franken kauft, bezahlt dafür je nach Vergünstigung der Abgabestelle lediglich 80 bis maximal 96 Franken. Offensichtlich ist dieses System noch immer beliebt: 1998 erreichte der Checkverkauf mit 357 Millionen Franken eine neue Bestmarke.

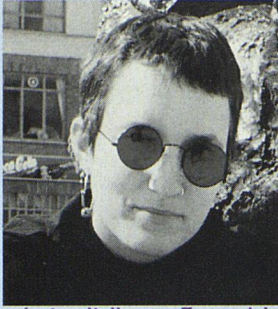


Statt auf Shareholdervalue setzte die Reka von Anfang an auf Socialvalue. Jährlich fliessen rund 14 Millionen Franken in die Ferienhilfe. So kommen jedes Jahr rund 600 einkommensschwache Familien und Alleinerziehende zu einer oder zwei Wochen Gratisferien im Gesamtwert von 1,6 Millionen Franken. Berücksichtigt werden Familien, deren Jahreseinkommen 50 000 Franken nicht übersteigt, oder Alleinerziehende mit einem Jahresverdienst von maximal 45 000 Franken – jeweils nach Abzug von AHV und Pensionskasse. Ab dem zweiten Kind erhöht sich dieser Betrag um 3500 Franken pro Kind. Familien mit niedrigem Einkommen können ausserdem von Rabatten zwischen 10 bis 15 Prozent profitieren.

1998 lancierte die Reka einen neuen, automatentauglichen Check. Er sieht fast so wertvoll aus wie richtiges Geld. Das ist kein Zufall. Sein Schöpfer heisst Roger Pfund, der auch die französischen Banknoten gestaltet hat. Sogar eine Prise Kultur enthält der neue Reka-Check – allerdings brauchts dafür eine Lupe: In Mikroschrift sind Texte der Schweizer Autoren Gottfried Keller, Gion Deplazes, Nicolas Bouvier und Alberto Nessi abgedruckt.

[eXtra]

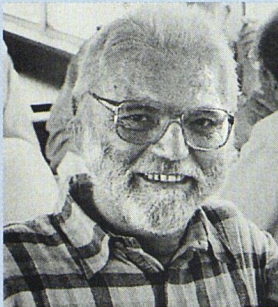
Wie verbringen GenossenschafterInnen ihre Ferien?



Saskia Jenny wohnt mit ihrem Freund in einer 3½-Zimmer-Wohnung der Baugenossenschaft Eigengrund in Zürich.

«Meine Ferien sind bereits vorbei. Während zweier Monate reisten mein Freund und ich durch Nordspanien und Portugal – per Zug und Bus, mit Rucksack und Zelt. Leider regnete es die ersten vier Wochen praktisch ununterbrochen, so dass wir erst gegen das Ende unserer Reise campieren konnten. Ansonsten übernachteten wir in Pensionen. Mehr als 50 Franken muss man für ein Doppelzimmer nicht zahlen.

Dem Wetter entsprechend besichtigten wir vorwiegend Städte und Dörfer. Daneben machten wir Tagesausflüge in Naturschutzgebiete, schauten uns Pflanzen an und beobachteten Tiere. Für mich als Zoologin war besonders das Naturschutzgebiet bei Faro in der Algarve interessant, da die Vegetation der Brackwasserzone (Übergangsbereich zwischen Salz- und Süsswasser, Anm. der Red.) speziell ist. Flamingos leben übrigens auch dort. In Faro konnten wir ausserdem erstmals unser Zelt aufschlagen. Diese sonnige Woche am Strand habe ich denn auch besonders genossen.»



Eduard Widmer lebt mit Frau und Sohn in einem Reiheneinfamilienhaus der Familienheim-Genossenschaft Zürich.

«Dieses Jahr verbrachten meine Frau und ich zwei Wochen Ferien in Istanbul. Wir wohnten bei Freunden im asiatischen Viertel. Jeden Tag fuhren wir mit dem Schiff in den europäischen Teil der Stadt, besichtigten dort den Sultan-Palast und verschiedene Moscheen. Schon dreizehn Mal war ich in Istanbul, erstmals 1958. Mir gefällt die Türkei, vor allem auch die osmanische Architektur. Als Fotograf bin ich durchs ganze Land bis an die russische Grenze gereist, habe Aufnahmen für die Zeitschrift «du» gemacht und auch einige Bücher herausgegeben. In diesen Ferien aber hat meine Frau fotografiert. Ich selbst habe stattdessen gezeichnet und gemalt.

Seit meinem letzten Besuch in Istanbul 1988 hat sich einiges verändert. Die Stadt ist unendlich gross geworden. Heute tragen mehr Frauen Kopftücher, dafür sind fundamentalistische Parolen an den Wänden seltener geworden. Insgesamt stellte ich eine positive Entwicklung fest. So gibt es unter anderem mehr Parks als früher. Besonders beeindruckt hat mich die Sauberkeit: überall wischen Männer laufend den Dreck der Touristen weg. Zürich könnte sich da ein Beispiel nehmen. Nein, ich war sicher nicht zum letzten Mal in Istanbul.»



Denise Martin lebt zusammen mit ihrem Mann und zwei Töchtern (12- und 13-jährig) in einer 4-Zimmer-Wohnung der Baugenossenschaft Zum Kornfeld in Riehen (BS).

«Zum ersten Mal fahren wir diesen Juli nach Italien, genauer nach Ravenna. Bisher verbrachten wir die Sommerferien jeweils an der Costa Brava in Spanien. Aber nun hatte ich Lust auf etwas Neues. Wichtig war uns, dass wir mit dem Auto in die Ferien reisen können. Seitdem wir einmal geschlagene zwölf Stunden auf unseren Flug warten mussten, haben wir vom Fliegen die Nase voll.

In Ravenna haben wir einen Bungalow gemietet. So sind wir unabhängiger, müssen nicht, wie im Hotel üblich, zu bestimmten Zeiten essen. Obwohl wir direkt am Meer sind, werden wir eher im Pool baden. Da haben die Mädchen weniger Angst. Und gemäss Prospekt ist das Schwimmbecken so gross wie ein kleiner See: 2100 Quadratmeter! Daneben möchten wir die Sehenswürdigkeiten von Ravenna besichtigen, und ein Ausflug nach Venedig ist ebenfalls vorgesehen. Den Rest der Sommerferien verbringen wir dann zu Hause, wenn immer möglich draussen im Garten mit Grillieren und allem Drum und Dran.»



Christian Zurbuchen wohnt mit seiner Frau und den vier Kindern in einer 6-Zimmer-Wohnung der Genossenschaft Wohnsinn in Horgen.

«Wenn die Schonzeit der Egli Mitte Mai vorbei ist, mache ich eine Woche Ferien vor meiner Haustür. Ich stehe dann jeden Morgen vor Tagesanbruch auf und gehe fischen am Zürichsee, immer auf dem Gebiet der Gemeinde Horgen. Die Egli sind nach dem Ablichten besonders hungrig und aggressiv, deshalb beißen sie gut. Im Vergleich zum letzten Jahr, wo das Wasser extrem hoch stand und trüb war, habe ich dieses Jahr nicht viel gefangen: 50 Egli wares am Ende der Woche. Mein Vater, der gleich in der Nähe wohnt, putzt sie am Abend und legt sie in den Gefrierer.

Diese Ferienwoche gehört mir allein; ich will dabei meinen Kopf leeren, mich erholen vom Geschäft und von der Familie. Deshalb suche ich auch keinen Kontakt zu anderen Fischern. Mit genügt es, meine Angel ins Wasser zu halten und an der Natur teilzuhaben: Wie die Vögel erwachen, die Sonne aufgeht, ein Reiher mitfischt ... Nach zwölf Stunden am Wasser, fast immer auf den Beinen, bin ich jeweils müde, der Kopf ist leer und der Geist frisch. Was will man mehr von den Ferien!» [extra]

Wohnen im Hotel

Text: Dagmar Andres
Fotos: Ferenc Hamza

Lydia und Jean-Paul Glorieux

Ob Nummer 311 oder 312 spielt keine Rolle. Die meisten Zimmer eines Hotels gleichen sich. Nicht so beim Parkhotel Bellevue in Adelboden. Da reicht die Auswahl vom holzig-heimeligen Täferzimmer mit kleinem Kachelofen über die Louis-XV-Suite bis zum «Schwalbennest» mit Himmelbett.

Ursula und Stefan Baumann

Familie Barrat

Ein düsterer Tag in diesem Januar; kalt, feucht, unfreundlich. Vergeblich suchen die Augen beim Blick durch die Fensterfront der Hotelhalle die viel gepriesene Bergwelt. Nebel hat die Gipfel verschluckt, selbst das Dorf bleibt hinter der grauen Wand verborgen.

Kein Grund für Mr. und Mrs. Boyton, in Melancholie zu versinken. Vor allem nicht jetzt, um vier Uhr nachmittags, der köstlichen «tea-time». Zufrieden sitzt das englische Rentnerpaar im Foyer auf dem farbig karierten Sofa beim Kamin vor einer Tasse Tee und einem Stück Cake; trinkt, isst, wechselt hie und da ein Wort und schaut, wer kommt und geht. Das sind zu dieser Stunde nicht viele. Erst am Abend vor dem Diner wird die Hotelhalle zum Treffpunkt. Einige Gäste setzen sich an die kleine Bar, warten bei einem Aperitif auf ihre Begleitung. Andere blättern die aufgelegten Zeitungen und Magazine durch, machen es sich mit der ausgewählten Lektüre auf einem der behäbigen Fauteuils an den Salontischen bequem. Hie und da ein kurzer Wortwechsel, sonst Ruhe; gedämpfte Musik.

Manchmal betrachtet auch jemand die Bilder an der Wand; alte Schwarzweissfotos, die Geschichten über Adeldom und vor allem über das Parkhotel Bellevue erzählen. Traurige Geschichten mitunter. Rechts vom Eingang zum Beispiel jene Aufnahme, die ein verkohltes Holzgebäude zeigt. Das war im März 1931, als ein Totalbrand das Hotel zerstörte, gerade 20 Jahre nach seinem Bau. Das junge Besitzerpaar Hans und Elisabeth Richard-Bohren liess das Hotel sofort wieder aufbauen, diesmal allerdings aus Stein. Auch davon gibts Bilder. Was fehlt, sind Dokumente der letzten Jahre. Vielleicht, weil moderne Farbaufnahmen in der gelb tapezierten Hotelhalle mit Stukkatur-Decke, Mobiliar im englischen Empire-Stil und Biedermeier-Strüsschen die Illusion eines Salons des 19. Jahrhunderts zerstörten.

Stammkundschaft erhalten

Die Veränderungen der 90er Jahre haben die meisten Gäste, alles langjährige Stammkunden, ohnehin selber erlebt; und wer es nicht weiss, fragt Andreas Richard, Hoteldirektor in dritter Generation. Ein langer, schlanker Mann, der Direktor, unauffällig, mit leiser Stimme. Eher Zuhörer denn Erzähler. Aufmerksam sitzt er auf einem Sessel in der Hotelhalle, beantwortet geduldig die Fragen zu seiner Person. Erst als das Stichwort «Familienbetrieb» fällt, er über die Entwicklung des Vier-Stern-Hotels berichten soll, lösen sich die über den Knien gefalteten Hände, weicht der konzentrierte einem lebhaften Ausdruck.

Als den einschneidendsten Wandel in der Geschichte des Parkhotels Bellevue bezeichnet Andreas Richard den Bau des Gartenflügels mit individuellen Zimmern und Familienappartements im Jahr 1982. «Bereits damals, in den 80er

Jahren, setzte der Trend der kurzfristigen Buchungen ein», erzählt er. Bis dahin lebte der Betrieb von Stammgästen, und das sollte so bleiben. Kurzaufenthalte seien von der Kostenstruktur relativ ungünstig. Ausserdem mache es die Planung schwierig und bringe Unruhe, begründet der Direktor. In dieser Situation kamen seine Eltern auf die Idee, das Hotel um 15 Zimmer in verschiedener Ausführung zu erweitern. Ob LiebhaberIn rustikaler Giebelräume oder eleganter Suiten – alle sollten im Parkhotel ein Zimmer finden, in dem sie sich zu Hause fühlen. Individualität versus Uniformität, so das Motto. Deshalb auch die Beschränkung auf insgesamt 53 Zimmer. «Selbst wenn das Hotel ausgebucht ist, bleibt die Atmosphäre persönlich, kenne ich die Gäste und kann sie beim Namen nennen», sagt Richard.

Das Konzept der Familie hat sich bewährt. Mit ihrem Werbe-Slogan «komfortabel wie ein Grandhotel, behaglich wie ein Landhaus und als Familienbetrieb persönlich geführt wie ein Gasthof» sprechen sie Menschen an, die wohl Luxus schätzen, aber ebenso Wert auf eine gewisse Natürlichkeit legen. Leute also, die im Speisesaal essen und nicht Abendrobe und Frack präsentieren wollen.

Im Zimmer von Madame Pompadour

70 Prozent der Bellevue-Gäste kommen jährlich wieder. Das Ehepaar Glorieux etwa. Wie immer ist das Paar nach Neujahr angereist, dann, wenn der Trubel der Feiertage vorüber ist und die eigentliche Ferienzeit noch bevorsteht. In der Louis-XV-Suite, die den Namen «Madame Pompadour» trägt, haben sie Quartier bezogen. «Die Möbel sind nicht nur schön fürs Auge, sie sind auch bequem, und der Stoff fühlt sich wunderbar an», sagt Jean-Paul Glorieux und streicht mit der Hand über die Lehne der Polstergruppe.

Er sei früher viel gereist, aber noch nie habe er solch ein Zimmer gesehen: Neben dem Doppelbett einen klassischen Schrank aus Nussbaum, durch einen Rundbogen abgetrennt ein kleiner Salon mit Luxus-Polstergruppe und Schreibtisch, das Bad in Royal Rubin. Für den Alltag wäre es ihr zu üppig, meint Lydia Glorieux. Ihr Haus in Belgien hätten sie zwar ebenfalls klassisch eingerichtet, aber schlichter.

Dass Herr und Frau Glorieux sich besonders in dieser Suite wohl fühlen, ist gemäss Hoteldirektor typisch. Der Stil des Ancien Régime sage vor allem den Belgiern, Franzosen und Engländern zu. Die Deutschen hingegen bevorzugten die rustikalen Zimmer wie «dStuba» oder das «Buurebüebli». Das Bäuerliche, das wir SchweizerInnen oft klischeehaft schimpfen, gefällt ihnen besonders.

Alpengefühl im Adlerhorst

Die Gibelzimmer haben es auch Douglas Barrat angetan. Er verbringt seine Ferien am liebsten im «Adlerhorst». Die rustikalen Massivmöbel, das Schindeldach, vor allem aber der grüne Kachelofen vermitteln ihm ein Alpengefühl. «Und ausserdem gibt es so etwas bei uns nicht!» In sportlichem Tenu – schwarze Hose, rotes Hemd, kariertes Blazer – sitzt der Architekt aus Cambridge an der Hotelbar. Bis die Familie versammelt ist und sich gemeinsam in den Speisesaal begibt, plaudert er gerne. Das wievielte Mal er hier sei? Barrat runzelt die Stirn, zögert: «Zum neunten, nein zum zehnten Mal.» Deshalb kenne er verschiedene Zimmer, und jedes habe seine besonderen Vorzüge. Nummer 216 zum Beispiel. «Wissen Sie, was das Besondere dort ist?» fragt Barrat und antwortet gleich selbst: «Dort kann man von der Badewanne aus in die Berge schauen.»

Er sei viel gereist, habe diverse Hotels gesehen. Die Zimmer – eines wie das andere, auswechselbar alle. Der Engländer winkt ab, schüttelt den Kopf. Das Parkhotel Bellevue sei diesbezüglich einzigartig. Doch das allein sei nicht der Grund, weshalb seine Familie alljährlich wieder komme. Und als verrate er ein Geheimnis, lehnt er sich vor, den dezenten Duft eines herben Parfums verbreitend, sagt mit gedämpfter Stimme: «Es ist die ruhige Atmosphäre in diesem Hotel, der gute Service, das feine Essen und vor allem die Freundlichkeit der Familie Richards.» Über die Jahre hinweg seien sie eigentliche Freunde geworden.

Als wäre damit alles gesagt, gäbe es dem nichts mehr hinzuzufügen, richtet er sich wieder auf, leert sein Glas und vertieft sich erneut in die Getränke-Karte. Noch schwankt er zwischen Sherry und Martini, als Gattin und Nachwuchs auftauchen. Und die sind hungrig vom Skifahren, möchten gleich in den Speisesaal wechseln. Also «nice to meet you» einerseits – «good appetite» andererseits.

Landhaus-Stil im Haupthaus

Erst drei Stunden später ist die Bar wieder besetzt. Ursula und Stefan Baumann beschliessen den Tag rituell mit einem Espresso. Das jüngere Basler Pärchen zählt ebenfalls zur Stammkundschaft. Ihr Zimmer liegt im Haupthaus und damit in jenem Teil des Hotels, wo die Zimmer alle im Landhaus-Stil eingerichtet sind; das heisst Möbel aus Kirschbaum, Teppiche und Vorhänge englischen Stils, der Verputz rustikal. Verglichen mit den fünfzehn Suiten des Gartentrakts erscheinen sie gewöhnlicher, bescheidener, schlichter. Offenbar treffen sie vor allem den Geschmack der inländischen Gäste. Gemäss Richard stehen die Zimmer auf der Beliebtheits-Skala bei den SchweizerInnen ganz oben.

«Uns ist vor allem der Platz wichtig», sagt Ursula Baumann. Meist verbringen sie den ganzen Morgen im Zim-

mer, lesen Zeitungen und Bücher, hören Musik. Nachmittags dann, wenn die Sonne scheint, gehts für ein paar Abfahrten auf die Piste. An einem trüben Tag wie diesem geniessen sie stattdessen die hoteleigene Therme.

Zeit und Erholung kommt vor Sport

Die Bedürfnisse der Gäste hätten sich im Laufe der Jahre verändert, sagt der Hoteldirektor. «Heute wollen die Leute während der Ferien in erster Linie Zeit; Zeit für sich, den Partner und die Familie.» An zweiter Stelle komme die Erholung und erst an dritter das Skifahren oder im Sommer das Wandern. Auf dieses Bedürfnis müsse die Hotelarchitektur mindestens mit geräumigen Zimmern in warmen Farben reagieren. 1991 hat die Familie Richard deshalb die Zimmerzahl im Haupthaus reduziert, einige der übrigen dafür vergrössert. Wie der Wohnflächenbedarf im Alltag steigt, nimmt auch der Platzbedarf in den Ferien zu. Kommt hinzu, dass für Leute wie die Barrats, Glorieux und Baumanns grosse Räume zum Standard gehören. Alle leben in Häusern, sind gewohnt, sich auszubreiten – da will man sich nicht ausgerechnet in den Ferien einschränken.

Die Zimmergrösse soll allerdings die einzige Parallele mit dem Zuhause darstellen. Ansonsten möchten die Zahnärztin, der Geschäftsinhaber, die Treuhänderin und der Unternehmensberater in ihren Ferien dem Alltag so weit als möglich entrücken: Zu Hause der schnelle Blick in die Zeitung, da die ausgiebige Lektüre, dort abends ein Schnitzel in die Pfanne werfen, hier ein fünfgängiges Menü geniessen. «Ich freue mich jeweils bereits am Morgen aufs Abendessen», lacht Ursula Baumann, klopft sich auf den Bauch.

Der Espresso ist ausgetrunken, Stefan gähnt. Und so gemütlich sei es hier. An manchen Abenden spielt eine Pianistin, lockt die Gäste mir ihrer Musik in die Hotelhalle und hält sie dort fest. Jetzt sind die Sessel verwaist, im Speisesaal deckt der Kellner bereits zum Frühstück auf. Es ist kurz nach elf Uhr. Jean-Paul und Lydia Glorieux schlafen vermutlich bereits. Früh zu Bett gehen gehöre für sie zu den Ferien wie ausschlafen, hatten sie gesagt. Auch die Basler wünschen nun gute Nacht, ziehen sich auf ihr Zimmer zurück.

Still ists jetzt in der Hotelhalle. Nur aus dem Büro hinter der Reception hört man Papier rascheln. Andreas Richard erledigt noch einige Schreibarbeiten. Vor dem Schlafengehen ein kurzer Blick in die Nacht hinaus. Der Himmel gleicht einem dunklen Tuch mit goldnen Tupfen, der Nebel hat sich aufgelöst. Morgen wird wohl die Sonne scheinen. Und wenn nicht, ärgert sich auch niemand. Dann machen es sich die Hotelgäste einfach in ihren Zimmern gemütlich und geniessen das simple Wohnen, das zu Hause oft viel zu kurz kommt. [eXtra]



Mit ihrem Werbe-Slogan «komfortabel wie ein Grandhotel, behaglich wie ein Landhaus und als Familienbetrieb persönlich geführt wie ein Gasthof» sprechen sie Menschen an, die wohl Luxus schätzen, aber ebenso Wert auf eine gewisse Natürlichkeit legen.



Andreas Richard, Direktor des Parkhotels Bellevue.

Steigflug für den Luftverkehr

Der Luftverkehr boomt, und die Flughäfen platzen aus allen Nähten. Die Preise für Flüge fallen. Immer mehr Reisende benützen das Flugzeug und verreisen immer öfter immer weiter. Die Folgen sind fatal: Kapazitätsengpässe auf den Flughäfen, Verspätungen bei den Flügen, hohe Umweltbelastungen durch Schadstoffemissionen, Lärmbelastungen, Zunahme der Klimaerwärmung und Vergrößerung des Ozonloches.

Text: Dr. Jürg Stettler*

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte in unserer Gesellschaft ist gekennzeichnet durch kürzere Arbeitszeiten und mehr Freizeit, steigende Löhne sowie einen rasanten Ausbau der Verkehrssysteme – alles bedeutende Boomfaktoren für die Umwandlung der Arbeitsgesellschaft zur Freizeit- und Erlebnisgesellschaft. Während zu Hause der Medienkonsum die häufigste Freizeitbeschäftigung ist, sind wir ausser Haus am liebsten unterwegs, sei es für die Ausübung sportlicher Aktivitäten oder um Ausflüge und Reisen zu unternehmen.

Zahlreiche Ferienreisen pro Jahr

In der Schweiz macht die Hälfte der Bevölkerung jährlich eine Reise im Inland, und sogar knapp zwei Drittel reisen mindestens einmal pro Jahr ins Ausland. In absoluten Zahlen sind es 2,9 Mio. Inland- und 3,6 Mio. Auslandsreisende. Insgesamt unternimmt die schweizerische Wohnbevölkerung pro Jahr hochgerechnet 13 Mio. Ferienreisen, 6 Mio. davon in der Schweiz und 7 Mio. ins Ausland. Die beliebtesten Reiseziele sind Italien und Frankreich in Europa (mit je rund 20% der Auslandsreisen) sowie USA/Kanada und Asien bei den aussereuropäischen Destinationen (5% bzw. 3%). Jedes Jahr unternehmen die SchweizerInnen knapp 1 Mio. Fernreisen zu Destinationen ausserhalb von Europa, was einem Anteil von etwa 15% aller Auslandsreisen entspricht.

Als Folge davon hat der Freizeit- und Tourismusverkehr in den letzten Jahrzehnten stetig zugenommen. Heute macht dieser Verkehrsbereich in der Schweiz bereits die Hälfte des gesamten Personenverkehrs aus, mit weiterhin steigender Tendenz. Das beliebteste Verkehrsmittel ist das Auto, mit dem im Jahresdurchschnitt zwei Drittel der Entfernungen zurückgelegt werden. Das Auto wird zunehmend zum reinen «Freizeitmobil».

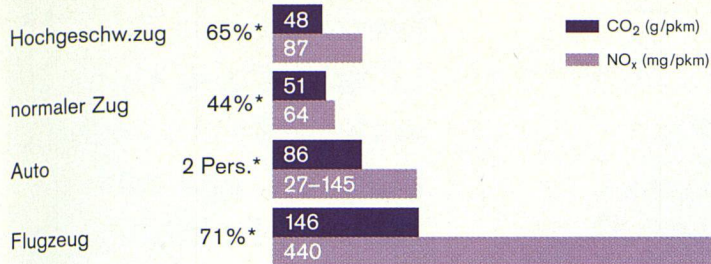
Spottbillige Flugpreise

Für den Alltag ist die Bedeutung des Fliegens minimal, wird doch in der Schweiz pro Kopf und Jahr im Durchschnitt nur einer von insgesamt rund 1000 Wegen mit dem Flugzeug zurückgelegt. Einen ganz anderen Stellenwert hat das Flugzeug aber in den Ferien, insbesondere für die Auslandsreisen. Die SchweizerInnen machen zwar nach wie vor rund 45% ihrer Auslandsreisen mit dem Auto, der Marktanteil des Flugzeuges liegt aber bereits bei 30%.

Den Flug nach Peking gibts «halb gratis», in die USA kommt man zum «Gigaspottpreis», die Karibik ist ein «All-inclusive-Preisparadies» und Bali ein «echter Preis-Knüller».

Die Gründe für die enorme Zunahme des Flugverkehrs sind vielfältig. Einer der wichtigsten sind die sinkenden Preise, insbesondere für Reisen nach fernen Destinationen. Den Flug nach Peking gibts «halb gratis», in die USA kommt man zum «Gigaspottpreis», die Karibik ist ein «All-inclusive-Preisparadies» und Bali ein «echter Preis-Knüller», so die Slogans der Reisewerbung. Die Reisen werden immer aggressiver angepriesen – ein Ausdruck des zunehmend härteren Verdrängungswettbewerbs. Jedes Jahr verkündet die Reisebranche von neuem, dass die Reisen so billig seien wie nie zuvor. Wunderte man sich im letzten Jahr noch über das Acht-Tage-Peking-Angebot für knapp 1000 Franken, wird diese Reise ein Jahr später für weniger als 800 Franken ausgeschrieben.

Emissionen pro Personenkilometer

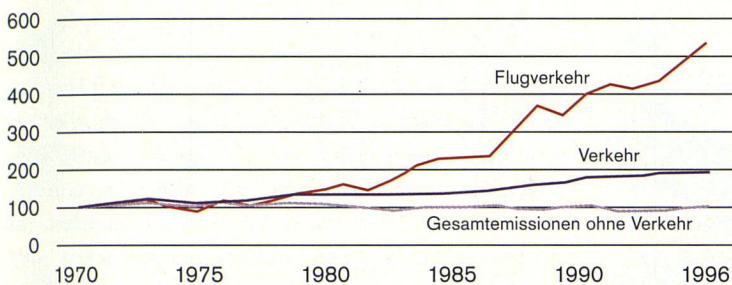


*) Auslastung

Quelle: Umweltministerium der Niederlande 1995

CO₂-Emissionen des Flugverkehrs wachsen am schnellsten

CO₂-Emissionen pro Jahr (Index 1970=100)



Quelle: BMUJF, Umweltbilanz Verkehr

Unerbittlicher Wettbewerb

Entscheidend für die massiven Preisabschläge sind die stetig sinkenden Flugkosten, die nach wie vor den Hauptanteil der Kosten für eine Pauschalreise nach Übersee ausmachen. Ein Swissairflug nach Bangkok, der 1975 noch 4600 Franken kostete, ist heute nach denselben Vorgaben gerechnet für weniger als 1500 Franken zu haben. Würde die seit 1975 aufgerechnete Teuerung berücksichtigt, müsste man heute für dieses Bangkok-Ticket eigentlich 8500 Franken bezahlen. Durch die Liberalisierung im Flugverkehr ist es in der gesamten Reisebranche zu einem unerbittlichen Preis-Wettbewerb gekommen. Die Folge davon sind immer billigere Reisearrangements, die, wenn sie aufgrund der massiven Überkapazitäten zuletzt noch als Last-minute- oder sogar Last-second-Restposten abgesetzt werden, nur mehr einen Bruchteil der effektiven Kosten decken.

Durch die massiven Zuwachsraten im Flugverkehr sind in Europa die Kapazitätsgrenzen zahlreicher Flughäfen (allen voran in Zürich) sowie der Luftstrassen erreicht oder sogar überschritten worden, insbesondere in der Ferienzeit. Die Folgen davon sind enorme Verspätungen und damit Wartezeiten für die Reisenden von mehreren Stunden.

Massive Umweltbelastungen

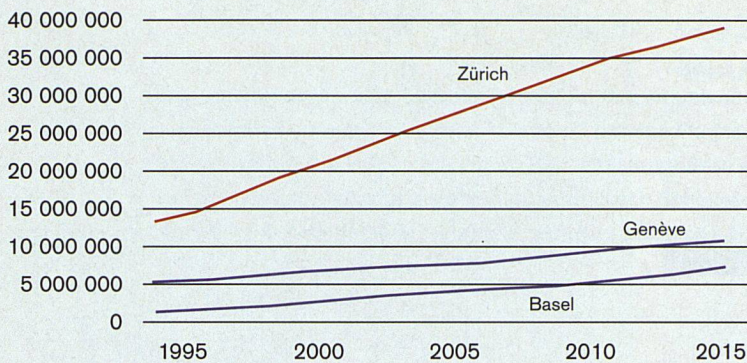
Der Flugverkehr verursacht zudem massive Umweltbelastungen. Die hohen Kohlendioxid-(CO₂-)Emissionen und die Kondensstreifen (das sind die gefrorenen Wasserdampf- und Abgaswolken) tragen zur globalen Klimaerwärmung bei. In Europa verursacht der Flugverkehr bereits heute rund 10% der gesamten CO₂-Emissionen. Die Stickoxid-(NO_x-)Emissionen tragen zusammen mit dem Wasserdampf indirekt zur Vergrößerung des Ozonlochs bei, das wiederum zu einer Zunahme des Hautkrebses beim Menschen führt.

Neben diesen globalen Umweltbelastungen ist der Flugverkehr aber auch für lokale Umweltprobleme verantwortlich. In der Nähe der Flughäfen leiden weite Teile der Bevölkerung vor allem unter den Lärmbelastungen und dem hohen, von den Flugreisenden verursachten Verkehrsaufkommen auf den Zubringerstrassen.

Insgesamt deckt der Flugverkehr die von ihm verursachten Kosten bei weitem nicht. Die sogenannten externen Kosten (das heisst die nicht direkt von den Verursachern, also den Flugreisenden, bezahlten Kosten für die Infrastruktur sowie die Umwelt- und Lärmbelastungen) belaufen sich alleine in der Schweiz auf rund 1,4 Milliarden Franken pro Jahr. Die in den letzten Jahren immer häufiger verlangte Kostenwahrheit im Flugverkehr konnte bis heute nicht in die Tat umgesetzt werden.

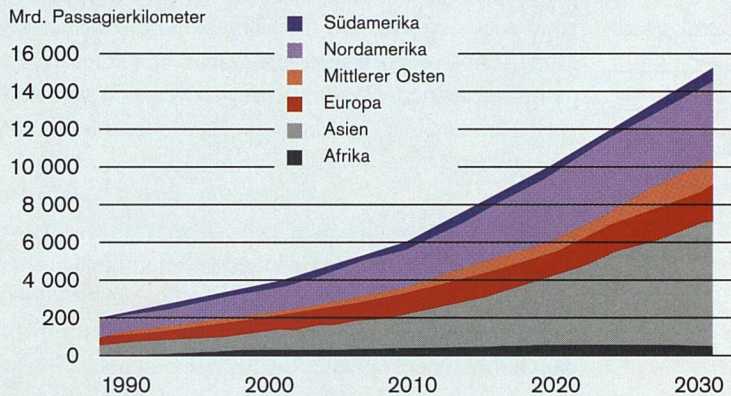
Der Flugverkehr verursacht massive Umweltbelastungen und deckt die durch ihn entstandenen Kosten bei weitem nicht.

Prognostizierte Anzahl Passagiere pro Flugstrecke



Quelle: Swiss Civil Aviation 1998/Bundesamt für Zivilluftfahrt

Die Prognosen des weltweiten Wachstums der Passagierkilometer im Flugverkehr



Quelle: Barret/WWF, 1997

Literatur:

Dienst für Gesamtverkehrsfragen/Bundesamt für Statistik (Hrsg.): Verkehrsverhalten in der Schweiz 1994. Mikrozensus Verkehr, Bern 1996
 Institut für Tourismus und Verkehrswirtschaft (Hrsg.): Reisemarkt Schweiz 1995/96. Ausland. Die Auslandsreisen der Schweizer im Tourismusjahr 1995/96, Band I: Kommentar, St. Gallen 1996
 Plüss, C.: Fliegen zum Gigaspottpreis, in: WoZ Nr. 8, 21.2.1997
 Studienkreis für Tourismus und Entwicklung, Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus, Institut für Tourismus und Freizeitwirtschaft (Hrsg.): Fernreisen 2005. Delphi-Studie in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Kurzfassung, Ammerland, Bern, Wien 1997
 Stettler, J.: Sport und Verkehr. Sportmotiviertes Verkehrsverhalten der Schweizer Bevölkerung. Umweltbelastungen und Lösungsmöglichkeiten. Berner Studien zu Freizeit und Tourismus 36, Bern 1997
 Verkehrsclub Österreich (Hrsg.): Flugverkehr – Wachstum auf Kosten der Umwelt, Wissenschaft & Verkehr 5/97, Wien 1997

Massnahmen zur Lenkung des Flugverkehrs sind viele bekannt, etwa die Kerosin-Besteuerung.

Besteuerung ist chancenlos

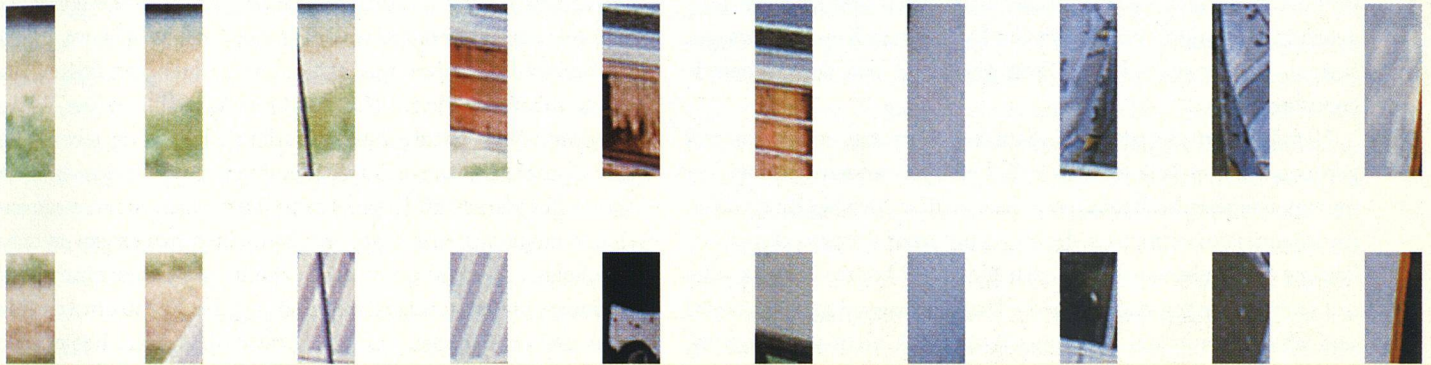
Massnahmen zur Lenkung und Ökologisierung des Flugverkehrs sind viele bekannt. Allen voran die Besteuerung des steuerlich befreiten Flugtreibstoffes. Entlastungen können aber auch durch strengere Vorschriften im Bereich der Lärm- und Schadstoffemissionen erreicht werden. Diese führen bei den Flugzeugherstellern zu technologischen Verbesserungen, das heisst, es werden in Zukunft Flugzeuge gebaut, die leiser sind, weniger Treibstoff brauchen und weniger Schadstoffe ausstossen und die Fluggesellschaften veranlassen, ihre Flugzeugflotte entsprechend zu erneuern. Aber auch die Reiseveranstalter sind aufgefordert, ihre Angebote zu überprüfen und anzupassen sowie Alternativen anzubieten, bei denen die Anreise nicht mit dem Flugzeug, sondern mit dem Zug oder Bus erfolgt. Einen entscheidenden Beitrag können schliesslich die Reisenden selbst leisten, indem sie freiwillig weniger weit und weniger häufig mit dem Flugzeug verreisen und stattdessen Destinationen auswählen, die mit dem Zug erreichbar sind.

Die Entwicklung geht aber in nächster Zukunft kaum in diese Richtung, und die Folgen sind absehbar. Die Kerosin-Besteuerung ist politisch und wirtschaftlich nicht durchsetzbar. Der Flugverkehr wird weiter rasant zunehmen. Bei den Fernreisen erwartet man jährliche Zuwachsraten von rund 5%, und bis 2010 rechnet man mit einer Verdoppelung des gesamten Flugverkehrs. Mit Milliardeninvestitionen werden die knappen Kapazitäten auf den Flughäfen ausgebaut und die Engpässe wo immer möglich beseitigt. Der Konkurrenzkampf unter den Fluggesellschaften und Reiseveranstaltern wird noch zunehmen und die Preise weiter sinken. Da für viele Ferienreisenden der günstige Preis auch in Zukunft das entscheidende Kriterium für die Wahl des Reiseziels sein wird, werden nur wenige freiwillig auf die lukrativen Flugreiseangebote verzichten. Als Folge davon werden auch die Umweltbelastungen des Flugverkehrs weiter zunehmen. [eXtra]

*Dr. Jürg Stettler ist Leiter des Instituts für Tourismuswirtschaft (ITW), Hochschule für Wirtschaft Luzern

Die Aufhebung der Gegensätze im Schosse des Volkes

Die Wochenendgesellschaft von Wagenhausen am Rhein



Text: Niklaus Meienberg

Wie leben Herr und Frau Schweizer auf dem Campingplatz? 1973 erkundete der Journalist Niklaus Meienberg das Terrain und lieferte dem «Tages-Anzeiger-Magazin» eine Reportage, die wir nachstehend gekürzt veröffentlichen. «Man zögert bei jedem ironischen Wort, und doch kann man nicht anders», schrieb Meienberg im Nachspann. Er mochte «das abgeschirmte Ferienglück der Leute am Rhein nicht verletzen», und wurde doch bitter ironisch, «weil sich die Brüderlichkeit auf einen Feriennationalpark beschränken muss.»

(...)
Wagenhausen bei Stein am Rhein. Vier Hektaren Wiesenland, leicht abfallend von der Landstrasse zum Rhein hinunter, links und rechts begrenzt von zwei Bächen. Oben beim Haupteingang eine Schweizer Fahne im Sonntagmorgenwind, die erste von ungezählten Schweizer Fahnen auf diesem Gelände. Drei Ellen gute Bannerseide. Dann gleich links der erste Wohnwagen mit angebauter Gartenlaube. Hin und wieder ein Apfelbäumchen, barmherzige Natur, aber insgesamt mehr Wohnwagen als Bäume. Eine Barriere, die nachts geschlossen wird, auch in den Landesfarben gehalten. Immer mehr Wohnwagen mit Vorzelten, Anbauten, Überdachungen, Verzierungen. Familien beim Aperitif in Gärtchen, die peinlich streng eingefriedet sind. Erinnerungen an Lebewesen, die ihr Territorium mit Duftmarken abstecken. Die Wohnwagen haben etwa fünf Meter Abstand vom Nachbarn, vielleicht sechs Meter. Der Rasen akkurat geschoren in der englischen Manier. Kein Papierchen

am Boden, aber hochglanzpolierte Autos in den knapp bemessenen Gärtchen. Wie Haustiere lagern die Autos in den Gärtlein, die Kargheit der Häuslein wird durch die glänzende Autopracht eklatant. Grillierende Familienväter in kurzen Hosen. Auch recht viele Gartenzwerge, die fast immer lachen. Eine wunderbare Gartenzwergevermehrung den Abhang hinunter. Die Räder bei manchem Wohnwagen schamhaft verdeckt: sesshaft gewordene Wagen. Hufeisen und Rehgeweihe an den Wänden, Hollywoodschaukeln in den Gärtchen-Gärtlein-Gärtli, Geranien von Autopneus eingefasst, Rosenrabatten und manchmal ein Staubsauger zum Auslüften vor die Tür gestellt. Lockenwickler in den Haaren mancher Frau, überall Dackel und Kanarienvögel. Und alles so eng aufeinander, auf vier Hektaren 250 Behausungen, in der Hochsaison vielleicht tausend Menschen. Und gerade deshalb keine Gleichheit, sondern jedes Eigenheim scharf individuell tätowiert und unverwechselbar gemacht, hier eine Klosettschüssel vor dem Haus, worin Geranien

blühen, dort eine elektrifizierte Sturmlaterne oder eine verschnörkelte Inschrift an der Wand: «Die Leute sagen immer/die Zeiten werden schlimmer/ich sage aber nein/denn es trifft viel besser ein/die Zeiten bleiben immer/nur die Leute werden schlimmer.» Auch die Strassen und Wege dieser Puppenstadt haben ihre Individualität: Bahnhofstrasse, Am Wasser, Hohenklingensteig; es sind richtige Strassenschilder, die in der Aussenwelt gestohlen wurden. (...)

Herr Näf freut sich auch. Herr Näf ist das Scharnier zwischen Aussenwelt und Innenwelt, der Besitzer dieser vier dichtbesiedelten Hektaren. Zugleich eingewurzelt in der alten Gemeinde Wagenhausen, wo er im Gemeinderat sitzt (Abteilung Flurkommission), und Monarch im neuen Dorf Wohnwagenhausen. Das alte Dorf hat etwa 500 Einwohner, das neue Dorf doppelt soviel, wenigstens übers Wochenende und in der Hochsaison. Herr Näf hat die vier Hektaren nach und nach zusammengestoppelt und seinen Besitz in listiger Kleinarbeit all die Jahre hindurch abgerundet. Von Beruf ursprünglich Metzger, hat er vor fünfzehn Jahren zuerst eine Tankstelle an der Strasse droben gebaut, hat dann einen kleinen Zeltplatz eröffnet, hat seinen Besitz ölfleckenartig zum Rhein hinunter ausgedehnt. Die Bauern hätten ihm das Land von sich aus angetragen, sagt er. Was er nicht kaufen konnte, hat er von der Gemeinde gepachtet. (...)

Herr Näf hat viel auf dem Platz investiert, hat ein Restaurant gebaut und zwei Toilettentrakte, hat eine Kläranlage improvisiert und am Ufer eine Verbauung errichtet, so dass auch bei Hochwasser die Rheinanstösser nicht mehr überschwemmt werden. Manchmal kommt ein Regierungsrat auf den Platz und kontrolliert, ob alles mit rechten Dingen zugeht, ob die Natur genügend geschützt wird und ob der Status des Campingplatzes auch nicht verletzt wird. Offiziell handelt es sich immer noch um einen Campingplatz, obwohl nur noch ganz wenige Zelte da sind und die meisten Wohnwagen vom April bis zum Oktober ihren festen Platz haben, manche auch den Winter hindurch. Aber solange keine Fundamente gelegt und keine Dächer mit Ziegeln gedeckt werden, bleibt es ein Campingplatz, müssen keine Baubewilligungen eingeholt werden.

Herr Näf dringt darauf, dass die Häuslein einstöckig bleiben und eine gewisse Höhen- und Breitennorm respektiert wird. Es gibt nämlich auch Häuslein auf dem Platz, die sich selbständig gemacht haben und nicht mehr bloss Wohnwagenanbau sind.

Herr Näf liefert nicht nur die Infrastruktur, sondern auch den gedanklichen Überbau für seine Kolonie. «Wenn es die grossen Städte längst nicht mehr gibt, wenn Zürich im nächsten Krieg untergegangen ist, so wird man hier immer noch leben können», sagt er. Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging, der Wind. Wenn es in den Städten immer unmenschlicher wird, haben wir in Wagenhausen immer mehr Menschlichkeit. Irgendwo muss der einfache Mann das Gefühl haben, etwas Eigenes zu besitzen, muss er seine privaten Blumen und seinen Garten haben. Ein eigenes Ferienhaus mit Seeanstoss oder Alpenblick kann nicht jeder haben, der Boden ist zu knapp und zu teuer, und die individuellen Verbauungen zersiedeln die Landschaft weit mehr als eine dichtgedrängte Wohnwagenkolonie. Wenn man also dem einfachen Mann etwas bieten will, den Arbeitern und Angestellten, dann ist die Kolonie von Wagenhausen die beste Lösung. Die Leute zahlen zwischen 400 und 800 Franken für ihren Standplatz vom April bis zum Oktober, das macht für Herrn Näf etwa 120 000 Franken im Jahr. Allerdings, er hätte noch mehr profitieren können, wenn er den Platz als Bauland verkauft hätte. Der Verkauf hätte ihm aber nicht dieselbe seelische Befriedigung gebracht wie seine Gouverneurstätigkeit in der Kolonie. (...) Die gleichmässige Strenge des Herrn Näf ist wie ein Schmelztiegel, wo Klassenunterschiede eingeschmolzen werden. Seinen Anordnungen ist unbedingt Folge zu leisten. Vor allem die Reinlichkeit ist zu beachten, die allgemeine Hygiene, dann die Einhaltung der Nachtruhe von 22 bis 7 Uhr und die Mittagsstille von 12 bis 14 Uhr. Herr Näf patrouilliert als Nachtwächter auf seinem Areal, klopft unerbittlich auch bei reichen und befreundeten Gästen an die Fenster, wenn die Zimmerlautstärke nicht respektiert wird. Geld verschafft in dieser Hinsicht keine Privilegien. Die Leute sehnen sich danach, gleich behandelt zu werden wie der Nachbar, sie streben nach Gleichheit und Brüderlichkeit, weil sie im Leben draussen nur Ungleichheit und Rücksichtslosigkeit erfahren haben. «Ist das nicht schön?», sagt Herr Näf.



Ein Tagesablauf in der Kolonie. Späte Tagwacht, kein Lärm weckt die Schläfer. Sich erheben, ein bisschen Ordnung machen, Rasen mähen, Boden wischen, spazieren, sinnieren, grillieren, schwatzen, fernsehen, aus. Es gibt sehr wenige junge Leute, denen dieser Rhythmus passt, kaum ein Paar unter dreissig auf dem Platz. Der Hauptharst zwischen vierzig und sechzig, aber auch siebzigjährige Witwen, die hier mehr Anschluss finden als im Wohnblock. Halbwüchsige, die mit ihren Eltern hier sind und am Strand unten ihre eigene Gruppe bilden, auch nachts bis um 11 Uhr im Jugendkeller von Stein am Rhein bleiben können. Früher gab es am Sonntag einen protestantischen Feldgottesdienst in der Natur, das hat jetzt aufgehört. Was die Jungen wohl am meisten stört: dass die Alten nicht richtig ausspannen können oder auf eine angespannte Art ausspannen. Immer wieder hört man von älteren Leuten, die im Garten «krampfen», die einen «Krampf» hatten mit ihrem Blumenbeet und dafür auch wünschen, dass ihre Blumen geschützt werden; daher vielleicht die Sehnsucht nach Einfriedungen. Oder

Irgendwo muss der einfache Mann das Gefühl haben, etwas Eigenes zu besitzen, muss er seine privaten Blumen und seinen Garten haben.

die ständige Betriebsamkeit, ständig «läuft» etwas. Einfach gammeln, das gibt es nicht, das ist für die Moral nicht gut, und Ausschweifungen sind verpönt, ausser die vom kleinbürgerlichen Moralkodex stillschweigend akzeptierten, Räusche werden toleriert; die Toilettenfrau weiss etwas davon zu erzählen, weil sie nämlich die verschmutzten Toiletten reinigen muss. Die Toilettenfrau sagt: «Im ganzen Lager gibt es nicht einen einzigen Wohnwagen, wo man sagen könnte: Da sind zwei drin, die nicht zusammengehören. Da ist Herr Näf sehr streng. Wenn einer hierherkommt, um etwas zu erleben, der rennt sich die Nase ein, da spielt sich nichts ab.» Ledige unter sechzehn Jahren dürfen das Restaurant auf dem Platz nicht alleine besuchen, sagt die Toilettenfrau. Junge Mädchen, die vorübergehend von ihren Eltern allein auf dem Platz gelassen werden, sind der Obhut des Herrn Näf empfohlen, der sie denn auch nachdrücklich in seinen Schutz nimmt. Wenn sie etwa Flausen hätten, schickt Näf sie vom Platz. Noch nie hat sich jemand seinen Anordnungen widersetzt; Herr Näf hat seine absolute Autorität. Der Chef ist wie ein Vater für alle. Es ist ein friedlicher, familiärer Platz, von hinten bis vorn. Die Toilettenfrau wird von den Leuten verwöhnt, kaum ein Aufrichtfest eines Wohnwagens geht vorbei, ohne dass sie eingeladen wird. Obwohl sie Deutsche sei, habe man sie nach anfänglichem Zögern gut aufgenommen. Vom Chef werde sie «gehalten wie ein Eigenes». «Wo gibt es das im normalen Leben, dass eine Toilettenfrau von ihren Kunden eingeladen wird», sagt sie. Die Tochter kommt mit ihrem Mann zu Besuch, der verfolgt ab 1 Uhr nachmittags das Nürburgring-Rennen am Fernsehen, während ringsum die Autos poliert werden. Vom nahen Schiessstand knallt es lustig durch die Natur. Herr Näf hat das jährliche Kleinkaliberschiessen für die Bewohner der Kolonie organisiert. Die Frauen machen begeistert mit, an vielen Brüsten sieht man ein Schützenabzeichen baumeln. Die Gleichberechtigung am Gewehr ist in Wagenhausen eingeführt, auch in den Wohnwagen funktioniert sie besser als zu Hause.

«Nach der Pensionierung werde ich die meiste Zeit hier unten verbringen, in der gesunden Luft am Rhein», sagt der Werkmeister Schäfer aus Oerlikon, von dessen Balkon aus man die Lärchen, Weiden, Buchen, Tannen schön vor Augen hat. Der Balkoneffekt entsteht, weil der Vorplatz auf einer Anhöhe liegt. Man sieht auch die Schwäne und Möwen am Rhein von hier aus sehr deutlich, und gegenüber die Rebberge. Herr Schäfer und seine Frau, beide ihrer Firma seit je vierzig Jahren treu und kurz vor der Pensionierung stehend, gehen einen Schritt weiter als die Wochenendurlauber oder die Ferienaufenthalter in Neu-Wagenhausen, sie denken daran, hier ihre Hauptresidenz aufzuschlagen. Sie finden die Gegend hier schöner als in Oerlikon, auch billiger. (...) Die Schäfers brauchen keine Platzmiete zu bezahlen, weil Frau Schäfer Herrn Näf unentgeltlich die Buchhaltung besorgt. Seit die Frau regelmässig nach Wagenhausen kommt, hat sie kaum mehr mit dem Herzen zu tun, hat keine Krämpfe mehr in der bekömmlichen Luft. Auch Herr Schäfer hofft auf eine endgültige Ruhe hier unten, denn auch er hat «einen Haufen Arbeiter unter sich gehabt», das ging nicht spurlos an diesem Werkmeister vorbei. Im Garten wartet der Opel Kapitän, mit dem sie zwischen Oerlikon und Wagenhausen pendeln. So ist für alles gesorgt, nur wenn Herr Näf stirbt, wird die Lage schwierig. Alles hier unten ruht auf den Schultern von Herrn Näf, eine Pyramide, die auf dem Kopf steht. Er kann wegsterben oder den Platz verkaufen, einen langfristigen Vertrag haben die Mieter nicht. Vielleicht gibt es auch plötzlich grössere Schwierigkeiten mit den Behörden, wer weiss. Jedenfalls eine breite Basis hat Wagenhausen vorläufig nicht. Deshalb reden einige Mieter von der Genossenschaft, die jetzt zu gründen wäre. Aber wie soll man die Monarchie in eine Demokratie verwandeln, ohne dass die künstliche Ruhe kaputtgeht? Da müsste plötzlich heftig diskutiert werden, die Gegensätze könnten aufeinanderprallen wie im gewöhnlichen Leben, man wäre nicht mehr in Watte verpackt, und der Reiz von Wagenhausen schmelze dahin. Wagenhausen wäre keine Gegenwelt mehr. [eXtra]

Der vollständige Text der «Aufhebung der Gegensätze im Schosse des Volkes. Die Wochenendgesellschaft von Wagenhausen am Rhein» kann nachgelesen werden in dem soeben erschienenen Werk: Niklaus Meienberg, Reportagen in zwei Bänden, 900 Seiten, Fr. 68.–.



Ob wir Tomaten und Erdbeeren im Winter oder Kiwis aus Neuseeland auf unserem Speise-
zettel brauchen, muss jeder selbst entscheiden. Tatsache ist, dass saisonale, einheimische
und naturbelassene Produkte meist am besten munden. Und feine Rezepte, welche die
Naturgegebenheiten berücksichtigen, gibt es mehr als genug.

Cuisine Naturelle

Buttermilch-Savarin an Erdbeersauce

Für 4 Personen

2 dl Buttermilch
2 EL Honig
1 EL Zitronensaft
3 Blatt Gelatine, in kaltem
Wasser eingeweicht
1,5 dl Rahm, geschlagen

Sauce

500 g Erdbeeren
(oder andere Beeren,
je nach Saison)
1 EL Kirsch
1 EL Pistazienkerne,
gehackt

1 Die Buttermilch erwärmen. Honig und
Zitronensaft dazugeben und kurz miter-
wärmen.

2 Die Gelatine ausdrücken, im Wasser-
bad auflösen und in die Buttermilch ein-
rühren.

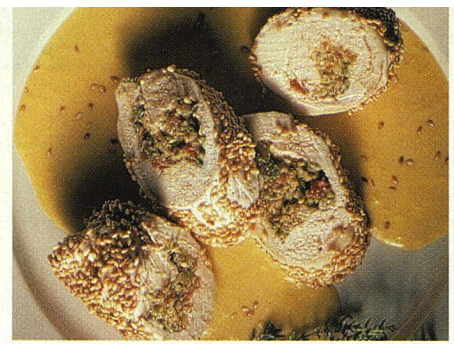
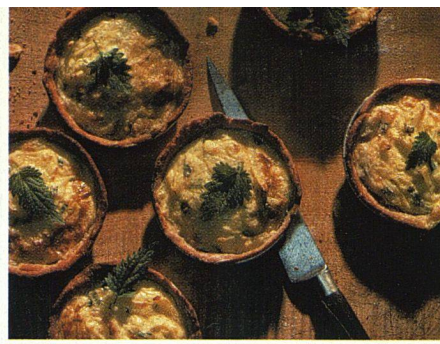
3 Sobald die Masse einzieht, den Rahm
daruntermischen und in vier Savarin-
förmchen füllen. Für 3 bis 4 Stunden in den
Kühlschrank stellen.

4 Für die Sauce die Erdbeeren verlesen
und die Hälfte davon mit dem Kirsch im
Mixer pürieren. Nach Belieben süssen. Die
restlichen Erdbeeren kleinschneiden und
beiseite stellen.

5 Die Förmchen kurz in heisses Wasser
stellen und die Savarins auf Teller stürzen.
Mit den Erdbeeren füllen, mit Sauce
umgiessen und mit Pistazien bestreuen.

Buchhinweis

Die aufgeführten Rezepte sind dem
Kochbuch «Cuisine Naturelle» entnom-
men. Herausgeberin ist die Organisation
der Schweizer Milchproduzenten SMP,
Weststrasse 10, 3000 Bern 6, Telefon
031 359 57 28, Fax 031 359 58 55,
<http://www.swissmilk.ch>



Gemüsetatar

Für 4 Personen

Füllung

100 g Rüeblī, fein gehackt
100 g Zucchini, fein gehackt
50 g Sellerie, fein gehackt
1 Schalotte, fein gehackt
1 EL Schnittlauch, geschnitten
1 EL Majoran, gehackt
1 EL Liebstöckel, gehackt
1 TL Zitronensaft

1 TL Worcestershiresauce

150 g Rahmquark

Salz

Pfeffer

2 Avocados

2 EL Zitronensaft

2 EL Schnittlauch, geschnitten

1 Das Gemüse mit der Schalotte und den Kräutern mischen und mit Zitronensaft und Worcestershiresauce würzen.

2 Den Quark dazugeben, abschmecken und die Masse kühl stellen.

3 Die Avocados dünn schälen. Sofort mit Zitronensaft beträufeln. Mit dem Sparschäler Streifen schneiden und zu Rosenblüten zusammenrollen.

4 Das Gemüsetatar anrichten, mit den Avocadorosen garnieren und mit Schnittlauch bestreuen.

Brennessel-Kartoffelküchlein

Für 4 Personen

250 g Vollkorn-Kuchenteig

Butter für die Förmchen

120 g Kartoffeln, in der Schale gekocht

1 Handvoll junge Brennesselblätter

2 Eier

2 dl Milch

100 g Sbrinz, gerieben

Salz

Pfeffer aus der Mühle

8 Brennesselblätter zum Garnieren

1 Den Teig auswallen, in die ausgebutterten Förmchen verteilen und die Teigböden mit einer Gabel mehrmals einstechen.

2 Die Kartoffeln schälen und mit Röstiraffel reiben. Die Brennesselblätter waschen und grob hacken.

3 Kartoffeln, Brennesseln, Eier, Milch, Käse und Gewürze mischen und auf die Teigböden verteilen.

4 Im vorgeheizten Ofen bei 180°C etwa 20 Minuten backen.

5 Mit den Brennesselblättern garnieren.

Info

Anstelle von Brennesseln können Spinat oder Basilikum verwendet werden.

Gefüllte Pouletbrüstchen mit Sesam

Für 4 Personen

4 Pouletbrüstchen

Salz

Pfeffer

Füllung

150 g Zucchini

150 g Tomaten

100 g Frühlingszwiebeln

20 g Butter

Salz

Pfeffer

Sauce

2 gelbe Peperoni

1 Becher Saucenrahm zu 180 g

Salz

Pfeffer

Sesamsamen, geröstet

4 Thymianzweige zum Garnieren

1 Die Pouletbrüstchen einschneiden, auseinanderklappen und würzen.

2 Für die Füllung das Gemüse rüsten, waschen, kleinschneiden und in der Butter weich dünsten, würzen.

3 Die Füllung in die Pouletbrüstchen verteilen, zusammenrollen, fest in Klarsichtfolie verpacken.

4 Die Rollen im Wasser knapp unter dem Siedepunkt etwa 15 Minuten pochieren.

5 Für die Sauce die Peperoni rüsten, waschen, kleinschneiden, weich kochen und im Mixer pürieren. Zurück in die Pfanne geben, den Saucenrahm beifügen, würzen und etwas einkochen lassen. Die Häutchen der Peperoni nach Belieben abpassieren.

6 Die Pouletbrüstchen aus der Folie nehmen, mit den Sesamsamen panieren und in Scheiben schneiden. Mit Thymian garnieren und mit der Sauce servieren.

